

Bundesfeier 2011

Wer die Heimat schätzt, schützt die Umwelt

Sonntag, 31. Juli 2011

Madiswil, 4934

Rede von Frau Gemeinderätin
Regula Rytz

Gemeinderätin für Tiefbau, Verkehr
und Stadtgrün

Anlässlich der Feier zum 1. August 2011 in Madiswil feierte Regula Rytz eine Premiere. Wie sie auch in ihrer Rede erwähnt, wurde sie zum ersten Mal anlässlich der Feierlichkeiten zum Nationalfeiertag als Rednerin gebucht. Es sollte nicht das letzte Mal bleiben. Neben ihrer Arbeit als Politikerin war ihr enger familiärer Besuch zur Gemeinde im Oberaargau der Anlass für ihre Einladung. Auch später sollten vor allem ländliche Gemeinden häufig auf Regula Rytz zurückkommen, wenn es darum ging Rednerinnen für den Nationalfeiertag zu suchen. Als Historikerin verband sie in ihrer Rede die aktuelle Situation der Schweiz als Insel innerhalb der europäischen Union mit ihrer Entstehung als demokratische Insel innerhalb der autoritären Monarchien des 19. Jahrhunderts.

Liebe Madiswilerinnen und Madiswiler

Ich freue mich sehr, am Vorabend zum Nationalfeiertag bei Euch im Oberaargau zu Gast zu sein. Zu Gast und gleichzeitig auch ein wenig en famille. Mein Bruder und meine Schwägerin wohnen seit vielen Jahren hier im Dorf. Uns verbindet nicht nur die Familie und der Beruf – alle drei haben wir das Lehrerseminar besucht -, uns verbindet auch die Politik. Käthy Rytz ist Gemeinderätin und Finanzdirektorin in Madiswil, ich Gemeinderätin und Baudirektorin in Bern; sie bei der FDP, ich bei den Grünen, sie auf dem Land, ich in der Stadt. Und damit sind wir bereits mitten im Thema des Nationalfeiertags, nämlich bei der Frage, was eine vielfältige und vielsprachige Nation wie die Schweiz zusammenhält, wo unsere Wurzeln sind und wie wir die Zukunft gestalten wollen.

Ich gebe zu: Diese 1. Augustrede heute ist für mich eine Premiere. Ich habe schon viele Reden zum 1. Mai, also zum Tag der Arbeit, halten dürfen, in Zürich, Basel, Bern, Aarau, Thun oder Langenthal. Für einen 1. August bin ich aber noch nie gebucht worden. Wahrscheinlich traut man einer Grünen das nötige patriotische Herzflattern nicht zu und befürchtet, dass ich wie einst der Künstler Ben Vautier an der Weltausstellung von Sevilla „La Suisse n'existe pas“ über den Platz rufen würde.

Das tue ich natürlich nicht. Dass die Schweiz existiert ist eine Tatsache – und ich halte mich sehr gerne an Tatsachen. Sie existiert als moderner Nationalstaat in den heutigen Grenzen seit 1848. Eigentlich müsste der Geburtstag der Schweiz am 6. November und nicht am 1. August gefeiert werden, denn am 6. November 1848 trat die Schweizerische Bundesversammlung zum ersten Mal zusammen.

Wenn man sich in die Geschichte der Schweiz und auch in die des Kantons Bern im 19. Jahrhundert vertieft, dann taucht man in einen Krimi von politischen Machtspielen, Intrigen, Wagemut, industriellem Pioniergeist, Idealismus, Krieg und Frieden ein. Die Schweiz stand damals im Mittelpunkt der europäischen Interessen, ein Schreckensgespenst für die konservativen Monarchien, ein Hoffnungs- und Zufluchtsort für alle Menschen, die sich für Demokratie und Selbstbestimmung einsetzten.

Warum ist diese Geschichte der modernen Schweiz heute in unseren Köpfen so wenig präsent? Warum definieren wir uns lieber über Geschichten statt über Geschichte? Warum brauchen wir Mythen wie den Rütlichschwur oder Legenden wie die von Wilhelm Tell, die – wenn wir es genau nehmen - aus Dänemark importiert wurde?

Mythen gibt es überall. Sie sind dazu da, Sinn und Identität zu stiften, ganz unabhängig von den Fakten und den Realitäten. Der Gründungsmythos der Schweiz erzählt uns vom Streben nach Unabhängigkeit und Wohlstand, von Brüderlichkeit, von Heimatliebe und von der Freiheit, die eigenen Traditionen und Gebräuche zu leben. Diese Mythen werden heute und morgen im ganzen Land besungen, polternd oder harmonisch, je nach Rednerin. Doch wie steht es wirklich um die Unabhängigkeit, die Brüderlichkeit, dem Wohlstand, die Traditionen und Gebräuche in der Schweiz?

Zur Vorbereitung auf die 1. Augustrede bin in den Ferien mit dem Postauto auf den Gotthard gereist, in die Wiege der Schweiz, wie es in den Prospekten heisst. Was mir dort sofort aufgefallen ist: Die Schweiz ist definitiv keine Insel der Glückseligen, sondern Transitachse und Drehscheibe des europäischen Arbeits- und Warenmarktes. Durch die Tunnels unter dem Gotthard kämpft sich der nationale und internationale Schienen- und Strassenverkehr und oben auf dem Pass freuen sich deutsche Kellner über die Gäste aus Holland und Italien, die vor der rasanten Abfahrt noch einen Teller Spaghetti essen und etwas Trinkgeld locker machen. Unten in Andermatt stehen 14 Kräne auf den Baustellen von Luxushotels, die Architekten aus Kuala Lumpur entworfen haben und Investoren aus Ägypten finanzieren. Die Gemeindeversammlung hat grossmehrheitlich zugestimmt. Man fragt sich: Ist das die neue Zeit, in die uns die alten Wege führen, wie es auf einem Strassenschild in der Schöllenen Schlucht steht?

Es ist sie und sie hat mit den alten Mythen nicht mehr sehr viel zu tun. Für mich ist drum klar: Nur wenn wir die heutigen Realitäten kennen, können wir die Zukunft gestalten, ohne unsere Wurzeln zu

verleugnen. Mir scheint, dass dies gerade in Madiswil sehr gut gelingt: Hier werden Traditionen und Bräuche – der Linksmäher, den ich selbstverständlich kenne - hochgehalten und gleichzeitig sind Veränderungen möglich, zum Beispiel der Zusammenschluss mit Kleindietwil und Leimiswil. Dass trotz Fusion jedes Dorf seine eigene Identität behalten kann, zeigt schon nur die Tatsache, dass in Kleindietwil heute eine eigene Bundesfeier stattfindet, übrigens mit einem Redner und ehemaligen Grossratskollegen aus der SVP. Der Zusammenschluss zu einer grösseren Gemeinde ist also nicht das Ende der Vielfalt, sondern ein Versuch, die Alltagsprobleme besser zu lösen. Ich bin überzeugt davon, dass das hier in Madiswil gelingen wird, denn es arbeiten viele konstruktive Köpfe mit.

Letztlich ist auch die europäische Union nichts anderes als der Versuch, den Alltag in einer grösseren Gemeinschaft besser zu bewältigen. Das ist natürlich in einem Gebiet, das vom Mittelmeer bis in die Polarzone reicht, etwas komplizierter als hier im Oberaargau. Aber letztlich funktioniert es doch immer nach dem gleichen Muster: Die Vertreter/innen von verschiedenen Gemeinschaften definieren gemeinsame Aufgaben und machen gemeinsame Spielregeln ab. In Uri, Schwyz und Unterwalden waren es im 13. Jahrhundert Hilfeleistungen im Kriegsfall, in Madiswil ist es zum Beispiel der Hochwasserschutz (der offenbar nicht so einfach ist) und in der EU eine gemeinsame Wirtschafts- und Finanzpolitik (noch schwieriger als der Hochwasserschutz). Ich kann deshalb nicht verstehen, weshalb gewisse Politiker in der Schweiz die EU so dämonisieren können. Sie ist eine Tatsache, und wir müssen dazu eine Haltung entwickeln.

Nicht dass wir uns falsch verstehen: Auch ich bin kein Euroturbo. Mir passt sehr vieles nicht an der europäischen Politik. Es ist zum Beispiel ein Fehler, bei der Grundversorgung im Bereich Gesundheit, Energie, Schulen oder Mobilität Privatisierungen zu forcieren. Der Wettbewerb unter Privaten macht Dienstleistungen nicht billiger, sondern teurer und oft auch schlechter, da Gewinne in private Taschen abgeschöpft werden. Das hat auch das Stahlwerk Gerlafingen merken müssen: Nicht der freie Strommarkt, sondern der öffentliche Grundversorger liefert heute den billigeren und zuverlässigeren Strom, und so soll es bleiben.

Auch in der Klimapolitik oder beim Arbeitnehmerschutz bin ich von der EU alles andere als begeistert. Und trotzdem können wir nicht einfach sagen: Wir ziehen uns unter die Schweizer Käseglocke zurück. Gerade die Region Oberaargau weiss, wie wichtig die Industrieexporte nach Europa für die regionalen Arbeitsplätze sind. Wer glaubt, wir könnten nach alter Rosinenpickerart unsere Produkte nach Deutschland oder Frankreich verkaufen und – solange es uns passt - qualifizierte Arbeitskräfte in die Schweiz holen, ohne etwas zurückzugeben, ist entweder unerlaubt naiv oder nicht an wirklichen Lösungen, sondern nur an Polemik interessiert.

Der Ruf nach Isolation, da bin ich sicher, führt in eine Sackgasse. Die einzigen Chancen die wir haben heisst: selbstbewusst Mitgestalten. Wir können zum Beispiel die Personenfreizügigkeit mit Europa,

welche die SVP im Jahr 2000 noch unterstützt hat, jetzt nicht einfach aufkünden. Aber wir müssen die flankierenden Massnahmen und die Kontrollen der ortüblichen Arbeitsbedingungen verstärken, so dass die lokalen Unternehmungen nicht von billigeren ausländischen Anbietern verdrängt werden. Letztlich tragen wir alle auch selber eine Verantwortung. Wer Billigtomaten aus Spanien kauft, die dort mit illegalen Arbeitskräften produziert wurden, muss sich nicht wundern, wenn unsere Landwirte über Absatzprobleme klagen. Geiz ist nicht geil, sondern zerstört Arbeitsplätze.

Weder die forcierte Globalisierung noch Abschottung und Profitdenken sind Rezepte für die Zukunft. Wir sollten uns stattdessen auf eine alte Tradition zurückbesinnen, die viel mit grüner Politik zu tun hat: Global denken und lokal handeln. Als Grüne bin ich überzeugt davon: Wer die Heimat schätzt, schützt vor allem einmal die Umwelt. Das schafft nicht nur neue Arbeitsplätze, zum Beispiel im Bereich der alternativen Energien, sondern erhält auch die bestehenden. Wenn zum Beispiel der transnationale Güterverkehr endlich seine realen Kosten decken würde, käme es niemandem mehr in den Sinn, Kartoffeln von Schweden nach Italien zu fahren, um sie dort zu Pommes Frites zu verarbeiten. Die dringend nötige Einführung der CO₂-Abgabe für den Strassenverkehr wäre also nicht nur gut für das Klima, sondern würde die regionalen Produktions- und Versorgungskreisläufe stärken. Damit wäre der Heimat mehr geholfen als mit billigen Sprüchen.

Heimatschutz heisst aber auch: Durch eine strenge Raumplanung die Zersiedelung stoppen. Ich staune immer wieder, wie sich in der Schweiz das Bild der Heimat als ländliche Idylle halten kann, gerade auch in den 1. Augustreden und in der Nationalhymne. Der Firn, der sich im Morgenrot rötet, den gibt es ja kaum mehr – alles aufgeschmolzen durch die Klimaerwärmung. Die Schweiz ist ein Volk von Städtern geworden. 37% der Bevölkerung lebt heute in den Agglomerationen Zürich, Basel, Genf, Bern und Lausanne. Nur ein Viertel – 25% - wohnt in ländlichen Gebieten und auch diese sind immer stärker unter Druck. Viele Landbewohner pendeln täglich an ihren Arbeitsplatz ausserhalb der Wohnge-
meinde – in Madiswil sind es gemäss der Statistik aus dem Jahr 2000 60 Prozent, heute sicher mehr. Die Schweiz ist also längst zu einem einzigen Lebens- und Wirtschaftsraum zusammengewachsen, die Gräben zwischen Stadt und Land sind in der Realität viel kleiner als beklagt.

Bedrohlich gross ist hingegen der Graben zwischen arm und reich worden, hier in der Schweiz und international. Wenn wir die Tradition der Schweiz als Hort der Freiheit, des Wohlstandes und Brüderlichkeit hochhalten wollen – heute reden wir natürlich auch von Schwesterlichkeit, vor allem in Madiswil mit seiner Frauenmehrheit im Gemeinderat und der Gemeindepräsidentin – dann müssen wir wieder mehr Solidarität leben und weniger Egoismus. Es gibt keine Demokratie unter Ungleichen. Und es gibt keinen Frieden und keine Sicherheit in der Welt, wenn die Mehrheit der Menschen in grosser materieller Not lebt und nichts mehr zu verlieren hat. Auch hier haben wir alle eine Verantwortung.

Gemeinsam geht es besser als Gegeneinander. Für mich ist dies der eigentlich Kerngedanke, der die Schweiz über alle Sprach-, Partei-, Regions- und Gemeindegrenzen hinaus so lange zusammengehalten hat. Sehr gerne möchte ich diesen Kerngedanken in die Welt exportieren, gratis und ohne copy right. Helft mit! Ich danke Euch allen, dass ihr mir, der grünen Städterin mit Madiswiler Verwandtschaft, so lange zugehört habt und freue mich nun auf das Fest, das vor uns liegt.